

Vor Ort Kirche neu gestalten

Martin Klaedtke, Koordinator des Prozesses lokale Kirchenentwicklung, über die Entwicklung im Bistum Limburg (vollständige Fassung)

im Gespräch mit Stefan Thissen



Impressionen von der Pastoralwerkstatt in Hofheim.

Im Jahr 2015 hat die Bistumsleitung einen „partizipativen Prozess zur lokalen Kirchenentwicklung“ angestoßen. Was steckt dahinter?

Martin Klaedtke: 2009 wurde im Bistum Limburg damit begonnen, aus bisher über 300 Kirchengemeinden künftig knapp 50 „Pfarreien neuen Typs“ zu bilden. Dabei lag der Schwerpunkt in den vergangenen Jahren auf der Bildung der neuen Strukturen. Dass sich damit nicht nur Nachteile, sondern auch neue Möglichkeiten ergeben können, heute als Kirche präsent zu sein, wurde zwar behauptet, war aber kaum im Bewusstsein. Mit der neuen Struktur ist ja noch nicht die Frage beantwortet, wie es künftig inhaltlich weiter geht. Welches Profil, welche Schwerpunkte wird jede einzelne Pfarrei künftig haben? Wie gestaltet sich künftig das kirchliche Leben an den Kirchorten der Pfarrei im Miteinander und im Blick auf Einrichtungen und Initiativen, die alle Teil von Kirche sind? Der Apostolische Administrator, Weihbischof Manfred Grothe, der bis September diesen Jahres als Vorgänger des neuen Bischofs Georg Bätzing das Bistum leitete, hatte sich im Juli 2015 die Empfehlung der diözesanen Gremien zu eigen gemacht, dass zu diesem Zweck ein Prozess der lokalen Kirchenentwicklung im Bistum in Gang kommen soll,

der *dezentral, partizipativ* und *vom Glauben* getragen sein soll.

Was ist mit diesen drei Stichworten gemeint?

„*Dezentral bzw. lokal*“ heißt: Nicht die Bistumsleitung gibt vor, wie sich in Zukunft das Leben der Kirche vor Ort ausgestaltet, sondern die diözesane Ebene möchte solche Entwicklungsprozesse jeweils individuell unterstützen. Dies ist eine Konsequenz aus den Erfahrungen vergangener Jahre. Und es ist der Einsicht geschuldet, dass unser Bistum mit seinen großstädtischen Regionen im Rhein-Main-Gebiet und den ländlichen Regionen zum Beispiel im Westerwald, mit Diasporagebieten und ehemals traditionell katholischen Gebieten viel zu unterschiedlich ist, um mit einem zentralen inhaltlich ausgerichteten Diözesanprogramm zu arbeiten.

„*Partizipativ*“ bedeutet, dass möglichst viele Menschen in diesen Prozess einbezogen werden sollen, also nicht nur die Menschen, die sich derzeit mit der Kirche verbunden fühlen. Das ist eine enorme Herausforderung. Wo und wie können Menschen zukünftig mit dem Evangelium in Berührung kommen? Auch wenn es manchmal nur punktuell und auf begrenzte Zeit ist? Schon jetzt hängt viel davon ab, dass es Christinnen und Christen gibt, an denen man ablesen kann, dass der Glaube – und dazu gehört auch der Zweifel – das eigene Leben reicher macht. Das wird in Zukunft noch wichtiger werden. Auch kategoriale Einrichtungen, also pastorale Orte für Menschen in bestimmten Lebenssituationen, werden an Bedeutung gewinnen.

Der dritte wichtige Begriff lautet „*vom Glauben getragen*“. Glauben wir, dass Gott uns in der heutigen Zeit genauso nahe ist und seine Wege mit uns gehen will wie in den vermeintlich besseren Zeiten in der Vergangenheit? Wir erleben, dass wir weniger werden, dass eine selbstverständliche Zugehörigkeit zur Kirche abgelöst wird von einer

persönlichen Zustimmung zum Glauben, die heute viel mehr erfordert als früher, vielfach gibt es auch ein Interesse am Glauben auf Zeit. Das können wir nicht nur mit den Maßstäben der Vergangenheit beurteilen. Wir müssen uns neu fragen: Wo zeigen sich heute für uns die Spuren Gottes? Wie können wir neue Wege finden, um das Evangelium zum Leuchten zu bringen?

Ist der Prozess zur lokalen Kirchenentwicklung zeitlich begrenzt?

Die kurze und noch unvollständige Beschreibung der Stichworte macht klar, dass es für diese Fragen keine schnellen Lösungen gibt. Es geht um einen sehr grundlegenden Wechsel der Perspektive. In einem ersten Schritt hat der Kirchensteuerrat des Bistums für diesen Prozess Ressourcen für einen Zeitraum von fünf Jahren bewilligt, um dann die Situation überprüfen zu können.

Aber mit Blick auf die personelle Entwicklung mit einer kleiner werdenden Zahl von Priestern, hauptamtlichen pastoralen Mitarbeiter/innen und engagierten Christinnen und Christen in den Pfarreien werden wir künftig ohnehin in eine Situation kommen, die mehr der Situation in anderen Teilen der Weltkirche ähnelt. Wir werden künftig mehr die Charismen und Begabungen aller Gläubigen benötigen, weil die Zeit der Volkskirche vorbei ist. Das heißt auch: Wir müssen Abschied nehmen von manch lieb gewordenen Dingen.

Die ersten „Pfarreien neuen Typs“ gibt es bereits seit mehreren Jahren. Warum hat man diesen Prozess erst 2015 begonnen?

Dem früheren Bischof Franz-Peter Tebartz van-Elst war wichtig, dass die strukturellen Veränderungen vorrangig betrieben werden. Es gab aber kaum Möglichkeiten, gründlich und breit zu beraten und Überzeugungsarbeit zu leisten, warum diese Veränderungen notwendig sind und was sie inhaltlich bedeuten. Das hängt uns jetzt nach. Dabei gab und gibt es meiner Überzeugung nach gute Gründe für die eingeschlagene Richtung. Nachdem der Strukturveränderungsprozess zu etwa zwei Dritteln abgeschlossen ist, wird immer

deutlicher, wie wichtig es ist darüber nachzudenken, wie wir künftig zu einem stärker vernetzten Denken in der pfarrlichen Arbeit kommen und wie wir die inhaltliche Ausrichtung jetzt angehen können.

Im Frühsommer 2016 fand in Hofheim eine ganztägige „Pastoralwerkstatt“ mit vielen Priestern, Haupt- und Ehrenamtlichen statt. Welche Funktion hatte diese Werkstatt innerhalb des Prozesses zur lokalen Kirchenentwicklung?

Die Pastoralwerkstatt sollte ein bistumsweiter Auftakt für diesen Prozess sein und den Teilnehmerinnen und Teilnehmern Mut machen, diesen Prozess vor Ort zu starten. Oder ihn fortzusetzen, denn es ist ja nicht so, dass sich Pfarreien neuen Typs nicht schon auf den Weg gemacht hätten. Daher war die Pastoralwerkstatt auch so etwas wie eine Standortbestimmung. Man konnte dort sehen, dass es schon viele gute Ansätze gibt, von denen man lernen kann. Außerdem haben wir dort in einem größeren Rahmen darüber diskutiert, wie in den Pfarreien neuen Typs Seelsorge und Christsein gelingen kann. Darüber hinaus war eine Frage, wie wir der Aufforderung von Papst Franziskus, „an die Ränder zu gehen“, vor Ort nachkommen können, damit wir uns nicht auf Dauer nur in den eigenen Kreisen bewegen. Und schließlich ging es darum, uns unserer Identität bewusster zu werden und zu erkennen, aus welchen Quellen wir Kraft schöpfen und daraus Profil gewinnen können.



Martin Klaedtke.

Wie war die Resonanz der Teilnehmer auf die Pastoralwerkstatt?

Als wir die Pastoralwerkstatt planten, wussten wir noch nicht, wie viele Menschen nach der Bischofskrise Interesse haben würden, jetzt neu nach vorne zu schauen. Am Ende waren es in Hofheim 540 Teilnehmende und mehr Interessierte, als Plätze vorhanden waren. Und auch die Rückmeldungen am Ende waren sehr positiv. Viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer sagten, dass sie motiviert nach Hause gefahren seien. Der Umgang zwischen Bistumsleitung und Basis war ermutigend. Es wurde offen miteinander umgegangen. Die Hoffnung war spürbar, dass so Vertrauen wieder aufgebaut wird.



Impressionen von der Pastoralwerkstatt in Hofheim.

Wie steht der neue Bischof Georg Bätzing zu dieser Entwicklung? Wird der Bischof den eingeschlagenen Weg mitgehen?

Bischof Georg hat schon erkennen lassen, dass er für die geleistete Arbeit sehr dankbar ist und die eingeleiteten Schritte positiv sieht. Er hat bereits angekündigt, dass er sich diesen bereits begonnenen Weg zu eigen machen wird.

Wie werden die Pfarr- und Ortsgemeinden in dem Prozess künftig begleitet?

Die Unterstützungsmöglichkeiten müssen noch besser koordiniert und bekannter gemacht werden. Es gibt von Seiten des Ordinariates ein kleines Team von Personen, das zur Begleitung und Unterstützung von Pfarreien neuen Typs bereit steht. Auf Anfrage wird dann gemeinsam mit den Verantwortlichen vor Ort geschaut, wie und wo man ansetzen kann. Zudem gibt es Fortbildungsveranstaltungen, in denen die Haupt- und Ehrenamtlichen aus den Pfarreien Impulse bekommen können. Außerdem gibt es Beispiele und der hilfreiche Blick auf Orte innerhalb und außerhalb Deutschlands, an denen erlebbar ist, wie Kirche, auf neue Herausforderungen mit neuen Antworten reagiert

Hat das Bistum Limburg mit dem Prozess zur Kirchenentwicklung Neuland betreten oder wurden anderenorts schon ähnliche Wege eingeschlagen?

Es gibt ähnliche Prozesse in anderen Diözesen, beispielsweise im Bistum Hildesheim, neuerdings auch in unserer Nachbardiözese Köln. Unter dem Titel „Gemeinsam Kirche sein“ haben sich alle deutschen Bischöfe in einem Impulspapier dazu geäußert, in diesem Kontext ist auch der Entwicklungsprozess im Bistum Limburg zu sehen.

Wie könnte sich der Prozess in der Pfarrei St. Martin Idsteiner Land auswirken?

Jede Pfarrei bestimmt selbst, wann und wie sie einen solchen Prozess beginnt. Das ist die Aufgabe aller Verantwortlichen, letztlich aller Getauften, vor Ort. Daher kann ich auch nicht vorhersagen, zu welchen Schwerpunkten die Pfarrei als Ganzes und an ihren jeweiligen Orten kommt, wenn sie darüber nachdenkt, wo bereits jetzt Gottes Gegenwart erfahrbar wird und was es in Zukunft

braucht, um dies sichtbarer werden zu lassen und dadurch Ausstrahlung zu gewinnen.

... Stichwort „Von der versorgten zur sorgenden Gemeinde“ ...

Durch die Pfarrei neuen Typs wird bewusst, dass es nicht nur die Gemeinde vor Ort gibt, sondern dass der Blick über den eigenen Kirchturm hinausgehen muss, weil dafür allein die Ressourcen nicht mehr reichen. Lebendige Glaubenszellen an den einzelnen Orten sind wichtig. Aber es braucht zukünftig auch noch andere Orte und Gelegenheiten, an denen der Glaube gelebt wird und die nur in ihrem Zusammenspiel dafür sorgen können, dass man Christ werden und bleiben kann.

Befürchtet die Bistumsleitung, dass die Gläubigen sich künftig von der Ortsgemeinde abwenden, wenn nicht mehr regelmäßig ein Sonntagsgottesdienst gefeiert wird?

Es gibt diese Entwicklung teilweise, dass Menschen dem Sonntagsgottesdienst fernbleiben, wenn er nicht mehr vor Ort gefeiert wird. Die Zahl der Eucharistiefiern ist von der Zahl der Gläubigen und der Zahl zur Verfügung stehenden Priester abhängig, unabhängig davon, ob dies in der bisherigen Pfarreistruktur oder in einer Pfarrei neuen Typs geschieht. Wir müssen damit rechnen, dass es künftig nur noch eine begrenzte Zahl von Eucharistiefiern geben wird. Das muss aber nicht bedeuten, dass der Glaube vor Ort nicht in anderen Formen gefeiert werden kann.

Müssen die Gläubigen künftig mobiler sein?

Es sollte beides geben: Christliche Gemeinschaft im Nahbereich und im weiteren Umfeld. Wir erleben es ja heute bereits, und das nicht nur im kirchlichen Kontext, dass wir nicht mehr alles vor Ort vorfinden und Wege auf uns nehmen müssen, wenn wir an etwas teilnehmen wollen, das für uns wichtig oder von Interesse ist. Solange es aber Menschen vor Ort gibt, die zum Gebet und zur Feier des Glaubens zusammenkommen wollen, wird dies in unterschiedlichen Formen auch weiterhin im Nahbereich vor Ort gehen. ♦